



Maxim Gorki

Gespräch mit einem Millionär

Die Stahl-, Petroleum- und alle sonstigen Könige der Vereinigten Staaten brachten meine Phantasie immer in Verlegenheit. Ich konnte mir die Besitzer von so viel Geld nicht als gewöhnliche Menschen vorstellen. Mir schien, jeder von ihnen müßte mindestens drei Mägen haben und im Mund so an die hundert- und fünfzig Zähne. Ich war überzeugt, daß ein Millionär jeden Tag von sechs Uhr früh bis zwölf Uhr nachts ununterbrochen ißt. Er vertilgt die teuerste Nahrung: Gänse, Truthühner, Spanferkel, Radieschen in Butter, Pudding, Keks und andere leckere Dinge. Gegen Abend sind seine Kiefer von der Arbeit so erschöpft, daß er sich die Speise von Dienern vorkauen läßt und sie nur noch schluckt. Schließlich ist er völlig entkräftet, und die Diener tragen den in Schweiß Gebadeten und nach Atem Ringenden ins Bett. Am Morgen aber, um sechs Uhr, nimmt er sein qualvolles Leben wieder auf.

Doch selbst bei einer solchen Anspannung aller Kräfte kann er nicht einmal die Hälfte der Zinsen seines Kapitals verzehren. Das ist natürlich ein schweres Leben. Doch was soll er machen? Was für einen Sinn hätte es, Millionär zu sein, wenn man nicht einmal mehr essen könnte als ein gewöhnlicher Sterblicher? Mir schien, er müsse Wäsche aus Brokat tragen, seine Stiefelabsätze müßten mit goldenen Nägeln beschlagen sein, und statt eines Hutes trüge er ein Ding aus Brillanten auf dem Kopf. Sein Gehrock, aus dem teuersten Samt genäht und mindestens fünfzig Fuß lang, ist mit goldenen Knöpfen in einer Gesamtzahl von nicht weniger als dreihundert Stück verziert. An Feiertagen kleidet er sich in acht Gehröcke und sechs Paar Hosen auf einmal. Freilich – das ist unbequem und hemmt die Bewegung ... Aber wenn man so reich ist, kann man sich doch nicht wie alle andern kleiden ... Die Tasche eines Millionärs hielt ich immer für eine Grube, in der man mit Leichtigkeit eine Kirche, das Senatsgebäude und alles, was sonst noch gebraucht wird, unterbringen kann ... Stellte ich mir das Fassungsvermögen des Bauches eines solchen Gentleman wie den Laderaum eines soliden Ozeandampfers vor, so konnte ich mir von der Länge der Beine und Hosen dieses Wesens keine Vorstellung machen. Ich dachte jedenfalls, die Decke, unter der er schläft, müsse mindestens eine Quadratmeile groß sein. Und wenn er Tabak kaut, so gewiß den besten und an die zwei Pfund auf einmal. Sollte er aber schnupfen, dann nicht weniger als ein Pfund bei jeder Prise. Geld will eben ausgegeben sein ...

Seine Finger sind erstaunlich feinfühlig, durch Zauberkräfte können sie sich nach Wunsch verlängern: Wittert er in New York, daß irgendwo in Sibirien ein Dollar reif geworden ist, so streckt er seine Hand über die Beringstraße und pflückt seine Lieblingsfrucht, ohne sich vom Platz zu rühren. Seltsamerweise konnte ich mir bei alledem nicht vorstellen, wie denn der Kopf dieses Ungeheuers aussieht. Mehr noch, der Kopf erschien mir völlig überflüssig bei einer solchen Masse von Muskeln und Knochen, die von der Sucht beseelt sind, aus allem Gold zu pressen. Überhaupt war meine Vorstellung von einem Millionär unferlig. Da waren, kurz gesagt, vor allem die langen, elastischen Arme. Sie haben den ganzen Erdball umklammert und halten ihn an ein großes, dunkles Maul, und dieses Maul saugt, nagt und kaut an ihm, an unserem Planeten, und bespritzt ihn mit gierigem Speichel wie eine heiße, gebackene Kartoffel.

Sie können sich meine Verwunderung vorstellen, als ich einem Millionär begegnete und sehen mußte, daß das ein ganz gewöhnlicher Mensch war. Vor mir saß ein hochgewachsener, dürrer Greis in einem tiefen Sessel, seine braunen, runzligen Hände von gewöhnlicher menschlicher Größe hielt er ruhig auf dem Bauch von durchaus normalem Ausmaß gefaltet. Seine schlaffe Gesichtshaut war sorgfältig rasiert, die müde herabhängende Unterlippe entblößte ein gutgefertigtes Gebiß mit zahlreichen Goldzähnen. Die rasierte Oberlippe, blutleer und dünn, haftete fest an seiner Kauvorrichtung und bewegte sich kaum, wenn der alte Mann sprach. Die farblosen Augen hatten keine Brauen, der mattweiße Schädel war völlig unbehaart. Mir schien, diesem Gesicht fehle es nur an etwas Haut, um, rötlich, unbeweglich und glatt, wie es war, an das Gesicht eines neugeborenen Kindes zu erinnern. Man konnte schwer sagen, ob dieses Wesen sein Leben erst begann oder ob es sich schon dessen Ende näherte ... Gekleidet war er auch wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Der Ring, die Uhr und die Zähne waren das ganze Gold, das er an sich trug. Alles in allem mochte es nicht einmal zweihundert Gramm wiegen. Im allgemeinen erinnerte dieser Mann an einen alten Diener aus einem aristokratischen Hause Europas. Das Zimmer, in dem er mich empfing, wies keinen sinnverwirrenden Luxus auf, es entzückte auch nicht durch Schönheit. Die Möbel waren solide, das ist alles, was man darüber sagen könnte.

„Sie sind der Millionär?“ fragte ich und traute meinen Augen kaum. „O ja!“ antwortete er und nickte überzeugt. Ich tat, als glaube ich ihm, und beschloß, ihn sofort zu überführen. „Wieviel Fleisch können Sie zum Frühstück essen?“ fragte ich ihn. „Ich esse kein Fleisch“, erklärte er. „Ein Scheibchen Apfelsine, ein Ei, eine kleine Schale Tee, das ist alles ...“ Vor mir glänzten matt die unschuldigen Säuglingsaugen wie zwei trübe Wassertropfen, und ich konnte in ihnen auch nicht den Funken einer Lüge entdecken. „Gut!“ sagte ich bestürzt. „Aber seien Sie ehrlich, sagen Sie mir offen, wievielmals am Tag essen Sie?“ „Zweimal!“ antwortete er ruhig. „Frühstück und Mittagessen genügen mir vollauf. Zum Mittagessen einen Teller Suppe, zartes Fleisch und eine süße Nachspeise. Obst. Eine Schale Kaffee. Eine Zigarre ...“ Meine Verwunderung wuchs so schnell wie ein Kürbis. Er betrachtete mich mit den Augen eines Heiligen.

Ich holte Atem und sagte: „Wenn das alles wahr ist, was machen Sie dann mit Ihrem Geld? Da hob er ein wenig die Schultern, die Augäpfel in ihren Höhlen kamen in Bewegung, und er antwortete: „Ich mache damit mehr Geld ...“ „Wozu?“ „Um noch mehr Geld zu machen ...“ „Wozu?“ fragte ich noch einmal. Er beugte sich zu mir vor, mit den Ellenbogen auf die Sessellehne gestützt, und fragte mit einer Spur von Interesse: „Sind Sie vielleicht verrückt?“ „Und Sie?“ antwortete ich mit einer Gegenfrage. Der Alte neigte den Kopf und sagte gedehnt durch sein goldenes Zahngatter: „Ein komischer Kauz ... So einen sehe ich wohl zum ersten Mal ...“ Dann hob er den Kopf, zog den Mund auseinander, daß

er fast bis zu den Ohren reichte, und musterte mich schweigend. Nach seinem ruhigen Gesichtsausdruck zu urteilen, betrachtete er sich als einen durchaus normalen Menschen. An seiner Krawatte bemerkte ich eine Nadel mit einem kleinen Brillanten. Wäre dieser Stein von der Größe eines Stiefelabsatzes gewesen, dann hätte ich vielleicht noch etwas begriffen.

„Womit befassen Sie sich?“ fragte ich. „Ich mache Geld!“ antwortete er kurz und zog die Schultern hoch. „Also ein Falschmünzer!“ rief ich erfreut; mir schien, ich käme der Enthüllung des Geheimnisses allmählich näher. Doch da begann er leise zu schlucken. Sein ganzer Körper schüttelte sich, als kitzle ihn eine unsichtbare Hand unter den Achseln. Er blinzelte mit den Augen. „Das ist lustig!“ sagte er, als er sich beruhigt hatte, und ließ einen zufriedenen Blick wie Wasser über mein Gesicht rieseln. „Fragen Sie mich doch noch etwas!“ schlug er vor und blies aus irgendeinem Grund die Backen auf. Ich dachte einen Augenblick nach und stellte ihm dann entschlossen die Frage: „Wie machen Sie denn Geld?“ „Ah! Ich begreife!“ sagte er, verständnisvoll nickend. „Das ist höchst einfach. Ich habe Eisenbahnen. Die Farmer erzeugen Waren. Ich befördere sie zu den Märkten. Man berechnet, wieviel Geld man dem Farmer lassen muß, damit er nicht verhungert und weiterarbeiten kann, und alles übrige nimmt man sich als Frachttarif. Höchst einfach.“ „Und die Farmer sind damit zufrieden?“ „Nicht alle, glaube ich!“ sagte er mit kindlicher Treuherzigkeit. „Aber es heißt doch, niemals könne man es allen recht machen. Es gibt immer murrnde Sonderlinge ...“

„Und die Regierung hindert Sie nicht daran?“ fragte ich bescheiden. „Die Regierung?“ wiederholte er und dachte nach, wobei er sich mit den Fingern die Stirn rieb. Dann nickte er, als erinnere er sich an etwas. „Ach so ... die dort ... in Washington? Nein, die hindern mich nicht. Das sind ganz patente Kerle ... Unter ihnen sind ein paar aus meinem Klub. Aber man bekommt sie selten zu sehen... Deshalb vergißt man manchmal, daß sie da sind. Nein, die stören nicht“, wiederholte er, um dann sofort neugierig zu fragen: „Gibt es denn Regierungen, die die Leute hindern, Geld zu machen?“ Ich geriet in Verlegenheit über meine Naivität und seine Weisheit. „Nein“, sagte ich leise, „das hatte ich nicht gemeint ... Sehen Sie, ich dachte mir, die Regierung müßte doch manchmal offensichtlichen Raub verbieten ...“ „Aber, aber!“ entgegnete er. „Das ist Idealismus. Das ist hier nicht der Brauch. Die Regierung hat kein Recht, sich in Privatangelegenheiten einzumischen.“ Meine Bescheidenheit wuchs noch mehr angesichts dieser gelassenen Weisheit eines Kindes. „Ist es denn eine Privatangelegenheit, wenn viele Menschen durch einen einzelnen in den Ruin gestürzt werden?“ erkundigte ich mich höflich. „Ruin?“ wiederholte er und riß die Augen weit auf. „Ruin ist, wenn die Arbeitskräfte teuer sind. Und wenn gestreikt wird. Aber wir haben die Einwanderer. Die drücken immer den Lohn der Arbeiter herunter und sind gern bereit, die Streikenden zu ersetzen. Wenn genug solcher Leute im Lande sein werden, um billig zu arbeiten und viel zu kaufen, dann wird alles gut.“

Er wurde etwas lebhafter und sah nun weniger wie eine Kombination von Greis und Säugling aus. Seine dünnen, dunklen Finger rührten sich, und schneller knarrte die trockene Stimme in meine Ohren: „Man braucht eine gute Regierung. Sie hat folgende Aufgaben zu lösen: Im Lande muß es soviel Einwohner geben, wie ich sie brauche, damit sie mir alles abkaufen, was ich verkaufen will. Es muß soviel Arbeiter geben, daß ich keinen Mangel an ihnen leide. Aber – nicht einen mehr! Dann wird es keine Sozialisten geben. Und keine Streiks. Die Regierung darf keine hohen Steuern erheben. Alles, was das Volk hergeben kann, werde ich selbst nehmen. So etwas nenne ich eine gute Regierung.“ Er offenbart seine Dummheit; das ist zweifellos ein Zeichen dafür, daß er sich seiner Größe bewußt ist, dachte ich. Er muß wirklich ein König sein ...

„Was ich brauche“, fuhr er in sicherem und festem Ton fort, „ist, daß im Lande Ordnung herrscht. Die Regierung stellt gegen ein geringes Entgelt verschiedene Philosophen ein, die das Volk jeden Sonntag mindestens acht Stunden lang lehren, die Gesetze zu achten. Reichen die Philosophen dazu nicht aus, muß man eben Soldaten einsetzen. Hier geht es nicht um die Methoden, sondern um das Resultat. Der Konsument und der Arbeiter sind verpflichtet, die Gesetze zu achten. Das ist alles!“ schloß er, mit seinen Fingern spielend.

Nein, dumm ist er nicht, er dürfte kaum ein König sein! dachte ich und fragte: „Sind Sie mit der jetzigen Regierung zufrieden?“ Er zögerte etwas mit der Antwort. „Sie leistet weniger, als sie könnte. ... Sie muß anders aufgezoogen werden. Alle Regierungsmitglieder müssen Aktionäre der Industrieunternehmen werden – dann werden sie die Interessen des Landes schneller und leichter begreifen. Heute bin ich gezwungen, mir die Senatoren zu kaufen, um sie davon zu überzeugen, daß ich ... verschiedene Kleinigkeiten brauche. Dann wird das überflüssig sein ...“ Er holte Luft, zuckte mit dem Bein und setzte hinzu: „Nur vom Gipfel eines Berges aus Gold hat man den richtigen Blick für das Leben.“

Jetzt, wo seine politischen Ansichten zur Genüge geklärt waren, fragte ich ihn: „Und wie denken Sie über die Religion?“ „Oh!“ rief er aus, schlug sich aufs Knie und zuckte energisch mit den Brauen. „Sehr gut denke ich über sie! Die Religion – das ist das, was das Volk braucht. Ich glaube aufrichtig daran! Predige sogar sonntags selbst in der Kirche ... Aber selbstverständlich!“ „Und was sagen Sie?“ fragte ich. „Alles, was ein wahrer Christ in der Kirche sagen kann, alles!“ erwiderte er mit Überzeugung. „Ich predige natürlich in einer armen Gemeinde. Die Armen bedürfen immer eines milden Wortes und einer väterlichen Belehrung ... Ich sage ihnen ...“ Sein Gesicht nahm für einen Augenblick einen Säuglingsausdruck an, gleich darauf aber preßte er die Lippen fest zusammen. Leise hob er an: „Brüder und Schwestern in Christo! Unterliegt nicht den Einflüsterungen des listigen Neidteufels, werfet alles Irdische von euch! Kurz ist das Erdenleben: Nur bis zu vierzig Jahren ist der Mensch eine gute Arbeitskraft, nach Vierzig stellt ihn keine Fabrik mehr ein. Das Leben ist auf Sand gebaut. Ihr arbeitet, eine unsichere Handbewegung – und die Maschine zermalmt euch die Knochen, ein Sonnenstich – und alles ist aus! Allerorten lauern euch Krankheiten auf, allerorten Unglück! Ein Armer gleicht einem Blinden auf dem Dache eines hohen Hauses – wohin er auch geht, er muß fallen und zerschellen; also, spricht der Apostel Jakob, der Bruder des Apostels Judas. Brüder! Ihr dürft dem Erdenleben keinen Wert beimessen – es ist ein Machwerk des Teufels, des Seelenräubers. Euer Reich, o geliebte Kinder Christi, ist nicht von dieser Welt, es ist, wie das Reich eures Vaters, im Himmel. Und so ihr euren Erdenweg in Stille und Geduld abschließet, ohne Klagen und Murren, so wird er euch aufnehmen in die paradiesischen Gefilde, und ewige Seligkeit wird euer Lohn sein für die Mühen auf Erden. Dieses Leben ist nur das Fegefeuer für eure Seelen, und je mehr ihr hier leidet, um so größere Seligkeit harret eurer droben – also hat der Apostel Judas selbst gesagt.“

Er überlegte einen Augenblick und fuhr dann kalt und fest fort: „Ja, teure Brüder und Schwestern! Das ganze Leben hier ist leer und nichtswürdig, wenn wir es nicht der Nächstenliebe zum Opfer bringen, wer immer dieser Nächste auch sei. Lasset die Dämonen des Neids nicht Macht gewinnen über euer Herz! Wonach sollte es euch auch gelüsten? Eitel Tand sind die irdischen Güter, ein Blendwerk des Teufels. Wir alle müssen sterben, reich und arm, König und Kohlenhauer, Bankier und Straßenkehrer. In den kühlen Gärten des Paradieses wird der Kohlenhauer vielleicht König sein, während der König mit dem Besen die abgefallenen Blätter und das Papier von den Bonbons,

die ihr dort jeden Tag essen werdet, von den Gartenwegen kehren wird. Brüder! Was soll man Wünsche hegen auf Erden, in diesem finsternen Wald der Sünde, in dem die Seele umherirrt wie ein Kind? Zieheth ein ins Paradies auf dem Wege der Liebe und Demut, duldet schweigend alles, was euch das Schicksal beschert. Liebet alle, auch solche, die euch erniedrigen ...“ Wieder schloß er die Augen und fuhr, sich im Sessel wiegend, fort: „Höret nicht auf die Menschen, die in euren Herzen das sündhafte Gefühl des Neides wecken durch Hinweis auf die Armut der einen und den Reichtum der anderen. Diese Menschen sind Sendboten des Teufels, der Herr verbietet es, den Nächsten zu beneiden. Auch die Reichen sind arm, arm an der Liebe der anderen. Liebet den Reichen, denn er ist ein Erwählter Gottes! ruft Judas, der Bruder Christi, der Hohepriester des Tempels. Schenket euer Ohr nicht der Predigt der Gleichheit und anderen Trugreden des Teufels. Was heißt Gleichheit hier auf Erden? Strebet nur danach, einander gleich zu sein in der Reinheit der Seele vor dem Antlitz eures Gottes. Trageth euer Kreuz in Geduld, und eure Demut wird euch die Bürde erleichtern. Mit euch ist Gott, meine Kinder, und das ist alles, was ihr braucht!“

Der Alte verstummte, öffnete breit den Mund und warf mir, mit seinen Goldzähnen blitzend, einen triumphierenden Blick zu. „Sie machen guten Gebrauch von der Religion!“ bemerkte ich. „O ja! Ich weiß, was sie wert ist“, erwiderte er. „Ich sage Ihnen noch einmal: die Religion ist eine Notwendigkeit für die Armen. Sie gefällt mir. Auf Erden gehört alles dem Teufel, sagt sie. O Erdenmensch – willst du deine Seele retten, so begehre nichts, taste nichts an in dieser Welt. Du wirst das Leben nach dem Tode genießen – im Himmel ist alles dein! Wenn die Menschen das glauben, dann kann man leicht mit ihnen fertig werden. Ja, Religion ist Öl. Je ausgiebiger wir die Maschine des Lebens mit ihr schmieren, desto weniger werden sich die Teile reiben, desto leichter hat es der Maschinist ...“

Ja, er ist ein König, entschied ich, und fragte ehrerbietig diesen Nachkommen eines gestrigen Schweinehirten: „Und Sie betrachten sich als einen Christen?“ „O ja, selbstverständlich!“ rief er im Brustton der Überzeugung. „Aber“, er erhob die Hand und sagte mit Nachdruck: „gleichzeitig bin ich auch Amerikaner, und als solcher ein strenger Moralist ...“

„Was wollen Sie damit sagen?“ erkundigte ich mich mit gedämpfter Stimme. „Das muß aber unter uns bleiben!“ warnte er mich leise. „Ein Amerikaner kann Christus nicht anerkennen!“ „Er kann nicht?“ fragte ich nach einer Pause flüsternd. „Natürlich nicht!“ bestätigte er, gleichfalls flüsternd. „Und warum nicht?“ fragte ich nach einer Weile. „Er ist – ein uneheliches Kind!“ Der Alte zwinkerte mir mit einem Auge listig zu und schaute sich vorsichtig um. „Sie verstehen doch? In Amerika kann ein illegitim Geborener kein Gott sein, nicht einmal ein Beamter. Keine anständige Gesellschaft nimmt ihn auf. Kein Mädchen heiratet ihn. Oh, wir sind sehr streng! Würden wir Christus anerkennen, so müßten wir alle illegitim Geborenen als anständige Menschen anerkennen ... Selbst wenn es Kinder eines Negers und einer Weißen wären! Denken Sie doch, wie fürchterlich das wäre! Nicht wahr?“

Es mußte wirklich fürchterlich sein, denn die Augen des Alten färbten sich grün und wurden rund wie die einer Eule. Mit sichtlicher Mühe zog er die Unterlippe hoch und preßte sie fest an die Zähne. Sicher nahm er an, diese Grimasse mache sein Gesicht respektgebietend und streng. „Sie können also einen Neger unter keinen Umständen als Menschen anerkennen?“ erkundigte ich mich, bedrückt von der Moral dieses demokratischen Landes. „Sind Sie aber ein naiver Bursche!“ rief er bedauernd aus. „Das sind doch Schwarze! Die riechen ja. Wenn wir nur erfahren, daß ein Neger mit einer Weißen ehelich verkehrt hat, so lynchen wir ihn. Einen Strick um den Hals und an einen Baum ... Und damit basta! Wir sind sehr streng, wenn es um die Moral geht ...“

Er flößte mir jetzt die Ehrfurcht ein, die man unwillkürlich einer nicht mehr ganz frischen Leiche gegenüber empfindet. Aber da ich die Aufgabe einmal in Angriff genommen hatte, mußte ich sie auch zu Ende führen. Also stellte ich ihm weitere Fragen, um schneller voranzukommen mit diesem Prozeß, der eine Mißhandlung der Wahrheit, der Freiheit, der Vernunft und alles Lichten, woran ich glaube, war.

„Wie verhalten Sie sich zu den Sozialisten?“ „Das sind sie ja gerade, die Diener des Teufels!“ erwiderte er rasch und schlug sich mit der Hand aufs Knie. „Die Sozialisten sind Sand in der Maschine des Lebens, Sand, der überall eindringt und das richtige Funktionieren des Getriebes stört. Unter einer guten Regierung darf es keine Sozialisten geben. In Amerika werden aber welche geboren. Also sind sich die Leute in Washington nicht ganz klar über ihre Aufgaben. Sie müssen den Sozialisten die Bürgerrechte entziehen. Das wäre schon etwas. Ich sage: die Regierung muß dem Leben näherstehen. Zu diesem Zweck müssen alle ihre Mitglieder unter den Millionären ausgewählt werden. Jawohl!“ „Sie sind wirklich ein ganzer Mann!“ sagte ich. „O ja!“ bestätigte er und nickte bekräftigend. Jetzt war in seinem Gesicht nichts Kindliches mehr, und tiefe Falten gruben sich in seine Wangen. Ich bekam Lust, ihn über die Kunst zu befragen. „Wie verhalten Sie sich ...“, begann ich, doch er hob den Finger und ergriff selbst das Wort. „Der Sozialist hat Atheismus im Kopf und Anarchismus im Bauch. Seine Seele hat der Teufel mit den Schwingen des Wahnsinns und der Wut beflügelt ... Zum Kampf gegen den Sozialisten braucht man mehr Religion und mehr Soldaten. Die Religion gegen den Atheismus, die Soldaten gegen die Anarchie. Schüttet dem Sozialisten erst einmal das Blei der Kirchenpredigten in den Kopf. Wenn ihn das nicht kuriert, dann mögen die Soldaten ihm den Bauch mit Blei füllen!“ Er nickte überzeugt mit dem Kopf und sagte fest: „Die Macht des Teufels ist groß!“ „O ja!“ pflichtete ich ihm gerne bei.

Zum erstenmal beobachtete ich den mächtigen Einfluß des Gelben Teufels, des Goldes, in so krasser Form. Die ausgedörrten, von Gicht und Rheuma zerfressenen Knochen des Alten, sein schwacher, ausgemergelter Körper in dem alten Hautsack, dieses ganze Häuflein modernden Gerümpels war jetzt beseelt vom kalten und harten Willen des Gelben Vaters der Lüge und der geistigen Unzucht. Die Augen des Alten glänzten wie zwei neue Münzen, und alles an ihm wurde straffer und dürrer. Jetzt hatte er noch mehr Ähnlichkeit mit einem Diener, doch ich wußte nun schon, wer sein Herr war.

„Was denken Sie über die Kunst?“ fragte ich. Er sah mich an, fuhr mit der Hand übers Gesicht und wischte den Ausdruck erbitterter Wut fort. Wieder erschien etwas Säuglinghaftes in seinen Zügen. „Wie sagten Sie?“ „Was denken Sie über die Kunst?“ „Oh!“ antwortete er ruhig, „ich denke nichts über Kunst, ich kaufe sie einfach ...“ „Das ist mir bekannt. Aber vielleicht haben Sie bestimmte Ansichten über Kunst, stellen bestimmte Anforderungen an sie?“ „Ach so! Selbstverständlich habe ich Forderungen ... Sie muß Spaß machen, diese Kunst – das verlange ich von ihr. Ich muß lachen können. Mein Geschäft gibt wenig Anlaß zum Lachen. Manchmal braucht das Gehirn eine Injektion zur Beruhigung ... manchmal eine zur Anregung der Körperenergie. Wenn man Kunst an der Wand oder an der Zimmerdecke macht, so muß sie appetitanregend sein ... Reklame ist mit den teuersten, grellsten Farben zu malen. Diese Reklame muß Sie schon von weitem an der Nase packen, wenn Sie noch eine Meile von ihr entfernt sind, und auf der Stelle dorthin bringen, wohin sie ruft. Dann macht sie sich bezahlt. Musik muß patriotisch sein. Ein Marsch ist immer etwas Gutes, doch der beste Marsch ist der amerikanische. Amerika ist das beste Land der Welt, daher ist auch die amerikanische Musik die beste auf Erden. Gute Musik hat man immer dort, wo es gute Menschen gibt. Die Amerikaner sind die besten Menschen der Welt. Sie heben das

meiste Geld. Niemand hat so viel Geld wie wir. Deswegen wird bald die ganze Welt zu uns gefahren kommen ...“

Ich lauschte, wie selbstzufrieden dieses kranke Kind schwatzte. „Besuchen Sie das Theater?“ fragte ich den alten Sklaven des Gelben Teufels, damit er aufhöre, mit einem Land zu prahlen, das er durch sein Leben geschändet hat. „Das Theater? O ja! Ich weiß, das gehört auch zur Kunst!“ sagte er bestimmt. „Was lieben Sie am meisten am Theater?“ fragte ich. „Oh!“ rief er und sperrte den Mund bis an die Ohren auf. „Natürlich die Schauspielerinnen, wie alle Menschen ... Junge, hübsche Schauspielerinnen sind immer kunstfertig. Aber man kann nur schwer erraten, welche von ihnen wirklich jung ist, Sie verstellen sich alle so gut. Ich verstehe, das ist ihr Gewerbe. Aber manchmal denkt man sich – aha! Ein nettes Mädchen! Dann stellt es sich heraus, daß sie fünfzig Jahre alt ist und mindestens zweihundert Liebhaber gehabt hat. Das ist dann unangenehm ... Zirkusartistinnen sind besser als Schauspielerinnen. Sie sind immer jünger und geschmeidiger ...“ Auf diesem Gebiet war er sichtlich Kenner ...

„Und wie gefallen Ihnen Gedichte?“ fragte ich ihn. „Gedichte?“ fragte er zurück, senkte den Blick auf die Stiefelspitzen und runzelte die Stirn. Er dachte nach, dann warf er den Kopf zurück und zeigte alle seine Zähne, „Gedichte? O ja! Gedichte gefallen mir außerordentlich. Das Leben wird sehr lustig sein, wenn erst alle Leute Reklame in Versen schreiben werden.“ „Wer ist Ihr Lieblingsdichter?“ beeilte ich mich, die nächste Frage zu stellen. Der Alte schaute mich ratlos an und fragte langsam: „Was haben Sie gesagt?“ Ich wiederholte die Frage. „Hm ... Sie sind wirklich ein possierlicher Bursche!“ sagte er und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Wofür sollte ich einen Dichter lieben? Und weshalb muß man ihn überhaupt lieben?“ „Entschuldigen Sie!“ sagte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn. „Ich wollte Sie nach Ihrem Lieblingsbuch fragen. Dabei meine ich nicht das Scheckbuch.“ „Oh! Das ist etwas anderes!“ stimmte er zu. „Ich liebe zwei Bücher – die Bibel und das Hauptbuch. Beide beflügeln den Geist in gleichem Maße. Schon wenn man sie zur Hand nimmt, merkt man, daß in ihnen eine Kraft liegt, die einem alles gibt, was man braucht.“

Er macht sich über mich lustig! dachte ich und sah ihm aufmerksam ins Gesicht. Nein. Seine Augen beseitigten jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit dieses Säuglings. Er saß in seinem Sessel wie ein ausgedörrter Nußkern in der Schale, und man konnte sehen, daß er fest an die Wahrheit seiner Worte glaubte. „Ja!“ fuhr er fort und betrachtete dabei seine Fingernägel, „das sind wirklich gute Bücher! Das eine haben die Propheten geschrieben, das andere habe ich selbst geschaffen. In meinem Buch gibt es wenig Worte. Da gibt es Ziffern. Sie erzählen, was ein Mensch leisten kann, wenn er fleißig und ehrlich arbeitet. Nach meinem Tode sollte die Regierung mein Buch veröffentlichen. Mögen die Leute sehen, welchen Weg man gehen muß, um eine solche Höhe zu erklimmen.“ Und mit feierlicher Sieergeste deutete er mit der Hand im Halbkreis um sich.

Ich fühlte, daß es Zeit war, der Unterhaltung ein Ende zu machen. Nicht jeder Kopf ist imstande, Gleichmut zu bewahren, wenn man auf ihm herumtrampelt. „Vielleicht sagen Sie etwas über die Wissenschaft?“ fragte ich leise. „Die Wissenschaft?“ Er hob einen Finger, dann die Augen und blickte an die Decke. Darauf zog er die Uhr hervor, sah nach der Zeit, ließ den Deckel zuschnappen, wickelte sich die Uhrkette um den Finger und ließ die Uhr in der Luft baumeln. Nach alledem holte er tief Atem und begann: „Die Wissenschaft ... ja, ich weiß! Das sind Bücher. Wenn sie über Amerika Gutes schreiben, so sind sie nützlich. Doch in Büchern schreibt man selten die Wahrheit. Diese Dichter da ..., die die Bücher machen, verdienen, wie mir scheint, wenig. In einem Land, wo jeder mit ernstesten Dingen beschäftigt ist, hat niemand Zeit, Bücher zu lesen ... Ja, die Dichter sind böse, weil niemand ihre Bücher kauft. Die Regierung müßte

die Bücherschreiber gut bezahlen. Ein satter Mensch ist immer gut und lustig. Wenn Bücher über Amerika überhaupt nötig sind, so sollte man gute Dichter anstellen, und dann werden schon alle die Bücher gemacht werden, die Amerika braucht. Und damit basta!“

„Sie weisen der Wissenschaft etwas enge Grenzen zu“, bemerkte ich. Er senkte die Lider, dachte nach. Dann schlug er die Augen wieder auf und fuhr in sicherem Tone fort: „Na ja, die Lehrer, die Philosophen ... Das ist auch Wissenschaft. Die Professoren, die Hebammen, die Dentisten, ich weiß. Die Advokaten, die Ärzte, die Ingenieure. All right! Das alles ist notwendig. Gute Wissenschaften ... dürfen aber nichts Schlechtes lehren ... Dabei hat mir einmal ein Lehrer meiner Tochter gesagt, daß es auch Sozialwissenschaften gibt ... Das verstehe ich nicht. Meiner Ansicht nach ist das schädlich. Ein Sozialist kann keine gute Wissenschaft machen. Sozialisten dürfen überhaupt keine Wissenschaft machen. Die Wissenschaft, die nützlich ist oder Spaß bereitet, die macht der Edison, jawohl. Der Phonograph und der Kinematograph – das ist nützlich. Aber wenn es viele Bücher mit Wissenschaften gibt, dann ist das schon überflüssig. Die Menschen sollten keine Bücher lesen, die in ihrem Kopf ... verschiedene Zweifel wecken können. Auf der Erde geht alles seinen richtigen Gang. Und es hat gar keinen Sinn, da irgendwelche Bücher hineinzuverwickeln ...“

Ich erhob mich.

„Oh! Sie gehen?“ fragte er. „Ja!“ sagte ich. „Vielleicht könnten Sie mir jetzt, wo ich im Begriff bin zu gehen, endlich sagen, was es für einen Sinn hat, Millionär zu sein?“ Er bekam wieder das Schlucken und zuckte mit den Beinen, statt zu antworten. Vielleicht war das seine Art zu lachen? „Das ist eine Gewohnheit!“ rief er und holte tief Atem. „Was ist eine Gewohnheit?“ fragte ich. „Millionär zu sein ... ist eine Gewohnheit!“

Ich dachte nach und stellte ihm meine letzte Frage: „Glauben Sie, daß Landstreicher, Opiumraucher und Millionäre Erscheinungen der gleichen Ordnung sind?“ Das mußte ihn beleidigt haben. Seine Augen wurden wieder ganz rund, sie färbten sich mit grüner Galle, und er antwortete schroff: „Ich glaube, Sie sind schlecht erzogen.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich. Er begleitete mich liebenswürdig bis zur Terrasse und blieb, aufmerksam seine Stiefelspitzen betrachtend, auf der obersten Treppenstufe stehen. Vor seinem Haus erstreckte sich eine dichte, ebenmäßig geschorene Rasenfläche. Ich schritt über das Gras und war selig bei dem Gedanken, daß ich diesen Menschen niemals wiedersehen werde.

Aus dem Russischen von Arnold Frank.– Erstmals 1907 unter dem Titel „Einer der Könige der Republik“ erschienen.

Sonderdruck zur 150. Ausgabe des „RotFuchs“. Redaktion: Wolfgang Metzger. – Die Herausgabe dieser Beilage wird unterstützt durch die Druckerei Bunter Hund, die damit allen an Herstellung und Vertrieb des „RotFuchs“ Beteiligten sowie seinem Gründer und unermüdlischen Chefredakteur Dr. Klaus Steiniger zu ihrem Jubiläum gratuliert.

DRUCKEREI
BUNTER
HUND



www.bunterhund.com